

Werner Hanak-Lettner

## Holocaust und permanente Ausstellungen

### Wo Österreich (nicht) erinnern lässt

Vortrag im Rahmen des ICOM Österreich-Seminars „Spurensuche. Mut zur Verantwortung!“  
5. Mai 2017, Leopold Museum, Wien

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Als wir im November 2013 im Jüdischen Museum Wien die neue permanente Ausstellung „Unsere Stadt! Jüdisches Wien bis heute“ eröffneten, wurde uns in voller Tragweite bewusst, dass wir in Wien nun mehrere Alleinstellungsmerkmale besitzen würden. Zum einen begannen wir die permanente Ausstellung im Erdgeschoß mit dem Jahr 1945 und ließen sie dann in Richtung Gegenwart ziehen. Erst im 2. Stock rollten wir dann die Geschichte dann chronologisch von hinten auf – von einem kurzen Blick in das Mittelalter bis in die Jahre 1938 bzw. 1945. Wir entwarfen also das Narrativ eines gebrochenen Kreises. Warum haben wir das so gemacht? Warum begannen wir gerade mit 1945 und den Jahren danach?

Zum ersten wollten wir über den Holocaust bzw. die Schoa sprechen, nicht aber mit diesem Kapitel enden. Nicht mit dem Holocaust zu enden bedeutet, ein Statement des Lebens zu senden, auch wenn das Leben für Jüdinnen und Juden nach 1945 in Österreich alles andere als einfach war, es ihnen alles andere als leicht gemacht wurde, es keine Willkommenskultur für sie gab. Zum zweiten wollten wir das kritische Bewusstsein auf die Geschehnisse bzw. Unterlassungen in den Jahren unserer Republik lenken, nicht auf den üblichen „Blitzableiter“, den „Anschluss“ bzw. die Okkupation durch Nazi-Deutschland und die Deutsche Wehrmacht, dessen Brutalität die ebenfalls unmenschliche fehlende Hilfestellung durch die Zweite Republik wieder nur in den Schatten gestellt hätte.



Bis heute gibt es in Wien keine permanente Ausstellung zur österreichischen Geschichte nach 1945. Das ist das Alleinstellungsmerkmal Nummer 1. So stolz es uns macht, dass diese Ausstellung mitsamt der überraschenden Erzählstrategie gut angenommen wird, worüber

nicht zuletzt die lange Verweildauer der Besucher in diesen zeithistorischen Räumen Auskunft gibt, so können wir über dieses Alleinstellungsmerkmal nicht wirklich glücklich sein. Man könnte für das Fehlen der Geschichtserzählung nach 1945 in permanenten Ausstellungen in Wien mehrere rational klingende Gründe anführen:

Beispielsweise, dass Österreich im Sinne des heutigen Mottos „Museums and contested histories: Saying the unspeakable in museums“ auf Grund seiner Geschichte vor 1938 bzw. dem Bürgerkrieg von 1934 sehr lange brauchte, sich selbst ein Haus der Geschichte zu verordnen. Und dass uns dieses Haus der Geschichte, wo es nun endlich auf Schiene gestellt scheint und im November 2018 eröffnet werden soll, nun doch nur als Wechselausstellung eröffnet werden soll.

Oder, dass die permanente Ausstellung des Wien Museums bis heute nur in das frühe 20. Jahrhundert reicht, da der frühere Direktor Wolfgang Kos eine Überarbeitung in den Nullerjahren mit einem Neu- bzw. Erweiterungsbau junktimierte, da er fürchtete, ansonsten kein neues Haus zu bekommen. Nun kann man hoffnungsvoll anmerken, dass dieser Neu- bzw. Anbau (genaugenommen ist er ja ein „Überbau“) laut Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny unmittelbar bevorsteht und die KollegInnen im Wienmuseum an einem Konzept für eine neue Dauerausstellung arbeiten – freilich mit der Einschränkung, dass es das Datum für Baustart und Eröffnung immer noch nicht gibt.



Vor der Eröffnung unserer permanenten Ausstellung „Unsere Stadt! Jüdisches Wien bis heute“ wurde uns aber auch noch ein weiteres Beinahe-Alleinstellungsmerkmal in Wien bewusst. Mit Ausnahme einer kleinen, textlastigen permanenten Ausstellung im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes zum Nationalsozialismus und seiner Vorgeschichte gibt es in Wien eben *keine* permanente museale Darstellung des Holocaust bzw. der ihn vorbereitenden Geschehnisse, weder in einer eigens darauf fokussierenden Ausstellung noch als größeres Kapitel in einer Ausstellung über die Geschichte Österreichs oder der Stadt Wien.

2013 – also genau 20 Jahre nach der Eröffnung des Jüdischen Museums Wien im Palais Eskeles, erlebte ich dahingehend ein Déjà-vu: Hatten wir diese Beobachtung plus Diskussion nicht schon zur Eröffnung des Hauses 1993 gemacht und geführt? Hatte sich in diesen 20 Jahren tatsächlich nichts geändert? War es tatsächlich immer noch so, dass die österreichische Gesellschaft, zumindest, was ihre Hauptstadt betraf, der Meinung war, dass der Holocaust und die vorausgehenden Maßnahmen gegen die österreichischen Jüdinnen und Juden ausschließlich etwas wäre, womit sich das Jüdische Museum oder das Archiv, welches den österreichischen Widerstand dokumentiert, beschäftigen sollte?

Warum, fragte ich mich, findet sich in anderen Wiener Museen die Darstellung dieses Kapitels Wiener und österreichischer Geschichte nicht?

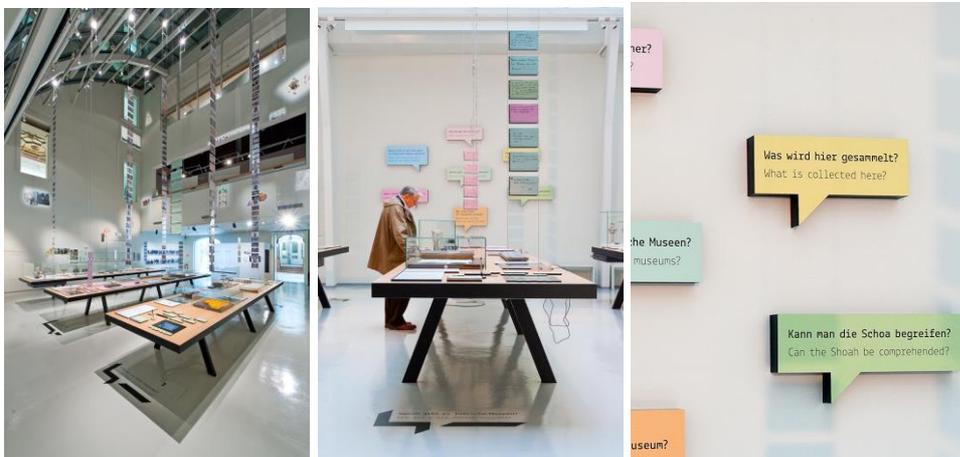
- Liegt es daran, dass der Holocaust ausschließlich als jüdische Geschichte wahrgenommen wird?
- Wird die Dimension, die der Holocaust auch für die nationale österreichische oder die urbane Wiener Geschichte stellt, einfach übersehen? Dass hier innerhalb von drei Jahren rund 130.000 Staatsbürger beraubt und aus ihrer Heimat vertrieben wurden und dann innerhalb von weiteren drei Jahren nochmals über 65.000 wiederum beraubt, dann aber deportiert und ermordet wurden?
- Liegt es daran, dass es für dieses Thema bzw. diesen Abgrund in der Geschichte unserer Gesellschaft schlicht keine Museen bzw. keinen Willen für solche Museum gibt?
- Dass wir, und sei hier sowohl mit einem zwinkernden als auch einem klar blickenden Auge gesagt, eben „so viel Kaiser“ zu verwalten haben, dass wir kein Geld, keine Geduld, kein Interesse und damit keine Lobby für alles, was danach kam, aufbringen wollen?
- Sollte, um den Fokus wieder auf die Institution zu richten, in der ich arbeite, die hauptsächlich durch die Stadt Wien und nur zu einem sehr kleinen Teil durch den Bund gefördert wird, sollte also die Gründung des Jüdischen Museums Wien einzig und allein aus dem Grund vorangetrieben worden sein, damit sich eben die größte, in der Öffentlichkeit als „jüdisch“ wahrgenommene Institution mit der Auslöschung der Jüdinnen und Juden beschäftigt? Unter einem letztlich zynischen Motto: die Juden wollen sich doch eh damit beschäftigen, lasst sie doch, gebt ihnen ein Haus dafür?

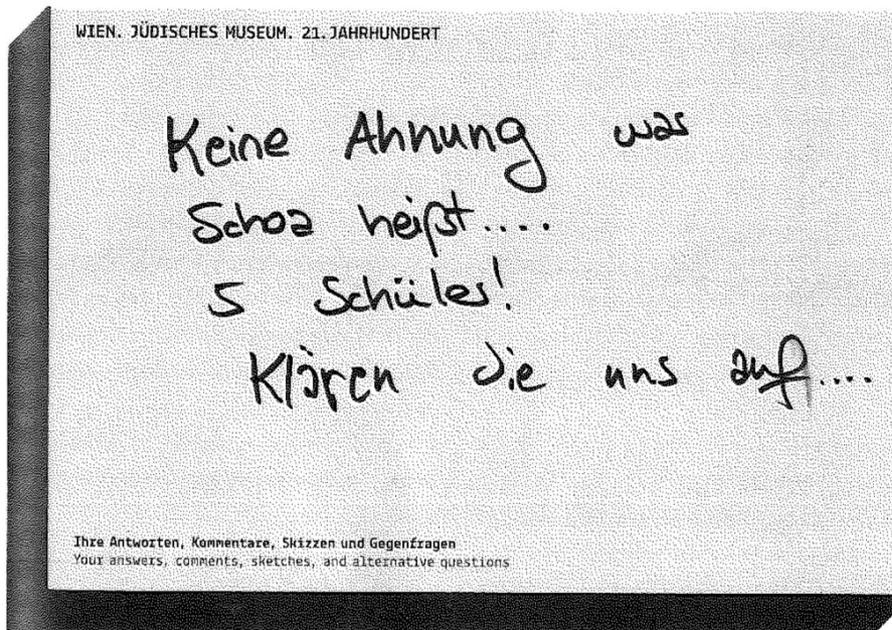
Im Rahmen unserer neuen permanenten Ausstellung habe ich vorgeschlagen, dieses Problem nicht nur mit Exponaten, sondern auch durch einen Raumtext zu thematisieren, hier quasi eine Metaebene einzuziehen. Doch dazu später. Lassen Sie mich zuvor kurz die allgemeine Situation in Österreich skizzieren, indem ich auf drei wichtige Wörter im Titel meines heutigen Vortrags zurückkomme:

*„Holocaust und permanente Ausstellungen. Wo Österreich (nicht) erinnern lässt“*

Stichwort Holocaust: Damit ist die industrielle Vernichtung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten und ihr in der Bevölkerung gut verankertes Netzwerk zwischen 1938 und 1945 gemeint. Das Wort ist heute allgemein bekannt, wurde 1942 erstmals in England für den Massenmord an den Juden verwendet und erhielt durch die gleichnamige US-Fernsehserie, die in den 1970er Jahren auch im deutschsprachigen Raum lief, eine Verfestigung, die zu seiner breiten Akzeptanz und Verwendung führte. Gleichzeitig wurde der Begriff von jüdischer Seite in den letzten Jahrzehnten hinterfragt, da er sich vom griechischen Wort für „vollkommen verbrannt“ und damit zusammenhängend eben auch von „Tierbrandopfer“ herleitet. Schon im Mittelalter kam die Bedeutung des Todes von vielen Menschen bei Brandkatastrophen hinzu. All das, insbesondere der Brandopfer-Link lässt, wenn man sich eben die Geschichte dieses Wortes vor Augen führt, etwas Sakrales bzw. Gottgewolltes mitschwingen, was zu falschen Assoziationen führen kann. Im jüdischen Diskurs fand hingegen ab den 1940er Jahren, insbesondere im Raum des späteren Israel, das Wort Schoa Verwendung. Der Begriff findet sich bereits in Bibel und kann mit „Unheil“, „große Katastrophe“, „Untergang“ oder „Zerstörung“ übersetzt werden.

Meine Entscheidung, heute dezidiert über den „Holocaust“ und nicht die „Schoa“ in Zusammenhang mit permanenten Ausstellungen in Österreich zu sprechen, rührt sowohl von einem pragmatischen als auch einem ideologischen Grund. So stellen wir im Jüdischen Museum Wien immer wieder fest, dass ein Teil unserer Besucher nicht weiß, was Schoa bedeutet. In der partizipativen Ausstellung „Wien. Jüdisches Museum. 21. Jahrhundert. Sieben Fragen auf dem Weg zu einer neuen permanenten Ausstellung“ forderten wir die Besucherinnen und Besucher nicht nur heraus, uns ihre Motivationen für ihren Museumsbesuch und ihre Meinungen zu Fragen mitzuteilen, die für die Neukonzeption einer permanenten Ausstellung eines mitteleuropäischen Jüdischen Museums existenziell sind, sondern auch Gegenfragen zu stellen. Auf eine von uns gestellte Detailfrage „Was bedeutet Schoa“ antwortete beispielsweise eine Gruppe von Schülern: „Keine Ahnung, was Schoa heißt... 5 Schüler! Klären Sie uns auf...“





Erhellend in ideologischer Hinsicht ist ein Gedanke von Israel Gutmann aus dem Vorwort zur deutschen Ausgabe der *Enzyklopädie des Holocaust* aus dem Jahr 1993. So hätten sich die Herausgeber mehrheitlich knapp dafür entschieden, für den Titel eben dieser deutschen Ausgabe den Begriff *Holocaust* zu verwenden, weil der Begriff *Shoa* „ganz aus der Sichtweise der Opfer stammt und nach der Meinung der Redaktion im Land der Täter nicht gebraucht werden sollte“.

Nun zum Stichwort Österreich innerhalb des Titels „Holocaust und permanente Ausstellungen. Wo Österreich (nicht) erinnern lässt“: Mit der Bundeshauptstadt Wien hatte Österreich die drittgrößte europäische jüdische Gemeinde nach Warschau und Budapest auf seinem Bundesgebiet. Das ist ein sehr großes und wichtiges Erbe. Von den rund 200.000 österreichischen Jüdinnen und Juden des Jahres 1938 wurden ca. zwei Drittel beraubt und vertrieben, ein Drittel beraubt und ermordet. Österreich hat sich mit der An- und Übernahme von Verantwortung insgesamt sehr schwer getan, verwendete lange viel Energie darauf, Hinweise zu liefern, warum man für was auch immer *keine* Verantwortung übernehmen sollte bzw. konnte, bemühte vor allem die These des ersten Opfers Nazideutschlands bis hin zu dem juristischen Totschlagargument, dass es Österreich zur Zeit des Holocaust ja gar nicht gegeben habe.

Zur Illustration eine Erklärung des österreichischen Bundespräsidenten Rudolf Kirchschläger aus der Juli/August-Nummer des Jahres 1981 der *Illustrierten Neuen Welt*, in der er unumwunden die Politik der nicht zu übernehmenden Verantwortung zur Zeit des Österreichischen Staatsvertrags beschrieb: „Wer damals in der Regierungspolitik Verantwortung trug, der mußte möglichst überzeugend darzustellen versuchen, daß unsere Republik an all den Gräueln unschuldig ist. (...) Wir mußten vermeiden, (...) daß wir eine

Nation zweiter Klasse in Europa sind, die für den Krieg zu zahlen und Entschädigung zu leisten hat (...).“

Mit Österreich meine ich in dieser Untersuchung zu „Holocaust und permanenten Ausstellungen“ nicht nur seine Regierungen seit 1945, sondern auch all jene, die diese Staatsbürgerschaft besitzen als auch die gesellschaftliche Gemengelage bestehend aus Bundesstaat, Ländern, Gemeinden sowie ihren Zivilgesellschaften zwischen Stammtisch, Medien, Schulen und eben auch Museen. Letztere sowohl als Produkt dieser Gesellschaft als auch als ihr treibender Motor und potenter Resonanzraum.

Schließlich noch zum Stichwort „Permanente Ausstellungen“: Warum überhaupt permanente Ausstellungen? Diese haben ja, wie schon das behäbige Wort „Dauerausstellung“ ausdrückt, tatsächlich etwas Unflexibles an sich. Doch gerade, weil sie so unflexibel sind, ist ihnen der unschätzbare Vorteil eigen, nämlich dass sie gut überlegt sein, und für eine Haltung stehen müssen, egal ob die Ausstellungsmacherinnen und Ausstellungsmacher nach dem eigenen Dafürhalten im positiven Sinn Haltung bewiesen haben oder nicht.

Wir müssen uns für eine permanente Ausstellung im wahrsten Sinne des Wortes eben zusammenstreiten und Aussagen treffen, von denen wir annehmen, dass sie in 10 Jahren auch noch valide sind. Schließlich, und das ist ein zweiter unschätzbare Vorteil einer Ausstellung, die lange zugänglich bleibt, sie kann Orientierung bieten, über Jahre hinaus, als Reibebaum auch für SchülerInnen, BesucherInnen, LehrerInnen, die immer wieder kommen, die die Ausstellung immer wieder hinterfragen können, bis sie dann doch wieder neu gemacht wird. Wir wissen, permanent ist heute genauso wenig permanent wie lebenslänglich lebenslänglich ist.



Wo sind nun die Museen in Österreich, die entweder im Rahmen ihrer permanenten Ausstellung über den Holocaust in Österreich sprechen, dies in einem größeren Kapitel tun oder das Thema überhaupt frontal angehen? Richtig. Sie sind vor allem dort zu finden, wo sich Bauten erhalten haben, in denen das Foltern, die industrielle Sklavenarbeit und das massenhafte Morden vor sich gingen: in Konzentrations-, Arbeits-, Vernichtungslagern.



Mauthausen, Gusen, Ebensee, Melk, um jene Orte zu nennen, wo sich auf österreichischem Bundesgebiet in den Gedenkstätten auch Ausstellungen befinden. Zur Erinnerung: Die Lager Mauthausen und Gusen wurden am 5. Mai 1945, drei Tage vor Ende des Krieges, also entsetzlich spät von der amerikanischen Armee befreit. Das ist heute, am 5. Mai 2017, auf den Tag genau 72 Jahre her. Ebensee, ein Außenlager von Mauthausen und am Ende des Traunsees gelegen, sogar noch einen Tag später. Diese Orte als Gedenkorte zu bewahren, sowohl für die Nachkommen der Opfer als auch für die Umgebung, in der sie stehen, ist wichtig und alternativlos.



Und doch hege ich ein Unbehagen gegenüber dem Ungleichgewicht zwischen den Orten in Österreich, an den Juden gewohnt haben, an denen sie denunziert, beraubt bzw. von denen sie deportiert wurden, womit vor allem Wien gemeint ist und wo sich keine oder kaum museale Hinweise auf diese Vorgänge finden, und jenen Orten weit weg von jeglicher Urbanität, die die Nationalsozialisten selbst als Vernichtungsorte deklariert hatten. Auf dem rechten Foto ist beispielsweise nicht nur das Gefangenenhaus Mittersteig in Wien-Margarethen zu sehen, sondern auch jener Wohnblock, auf dessen Grundstück bis zum Novemberpogrom 1938 der Kaiserjubiläumstempel stand. Hier gibt es nicht nur keine museale Darstellung des Holocausts, hier konnte auch nur auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Gedenkschild angebracht werden, weil sich die Eigentümer gegen die Anbringung eines Schildes am Haus „erfolgreich“ wehrten.

Dabei ist mir natürlich klar, dass Gedenkstätten in ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagern zum emotionalen Verstehen beitragen können. Gleichzeitig aber haben sie auch den unentrinnbaren Nachteil, dass die Besucher in diesen sogenannten authentischen Orten auf der Suche nach einem Erlebnis sind, ob sie wollen oder nicht. Denn Konzentrationslager, so absurd und abwegig das klingen mag, versprechen ein Erlebnis und liefern es auch.

Es sind von Nationalsozialisten in menschenverachtender Weise geschaffene Orte. Und das Erlebnis liegt gerade auch in dem Schauer, der von dieser Nazi-Architektur, den Baracken, Verwaltungsgebäuden und Krematorien ausgeht. Genau diese Architektur ist ja eben auch das, was noch da ist und dieses Erlebnisgefühl mithervorrufen. Problematisch wird es insbesondere dann, wenn wir keine neuen Orte hinzufügen bzw. ermöglichen, wenn das Nachdenken über diese brutale Geschichte eben nur an diesen von den Nationalsozialisten definierten Orten stattfinden kann.

Dass diese Erlebnis-Suche tatsächlich eine Realität ist, zeigt Doreen Pastor auf, die zahlreiche Besucherinterviews in den Gedenkstätten Ravensbrück und Flossenbürg geführt hat. Auf der Konferenz „Museums and their Publics at Sites of Conflicted History“ präsentierte sie im März 2017 im Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau zahlreiche Aussagen von Besucherinnen und Besuchern, die auch klarmachen, wie sehr sich diese an Superlativen orientieren. Auf eine Formel gebracht: Wer einmal in Auschwitz war, misst alle anderen Gedenkstätten daran.

In ihrem Vortrag fasste Pastor zusammen: „People want an experience, not another history lesson. Germany is facing a problem, since visitors find Flossenbürg and Ravensburg disappointing comparing to Auschwitz“.



Auschwitz ist, so pervers das klingt, tatsächlich eine touristische Superlative: 2015 1,5 Mio Besucher, 70% unter 18 Jahren, zum wiederholten Male eine der meistbesuchtesten „Sites“ in Europa.

Dass das Team um Albert Lichtblau und Hannes Sulzenbacher, das die österreichische Länderausstellung in Auschwitz für Ende 2018 neu aufstellt, eine Anspielstation in Wien

sucht, und so die Verbindung mit dem Ort sucht, wo die deportierten österreichischen Jüdinnen und Juden einst zu Hause waren, macht daher Sinn: In Auschwitz den Link nach Wien zu machen, in Wien wiederum zeigen, wie nahe die Vernichtungslager damals zur heute gefühlten großen Distanz tatsächlich waren und das Grauen nicht, wie einst die Nationalsozialisten, gekonnt in die Ferne Polens „auszulagern“.

In Mauthausen wiederum war bereits 2015 eine neue Dauerausstellung eingerichtet worden. Im Sinne der neuen Museologie multiperspektivisch, sowohl auf Opfer als auch auf Täter gerichtet, gleichzeitig zurückhaltend, vielleicht auch deshalb in manchen Bereichen nicht ganz leicht zu rezipieren. Doch gegen den Ort selbst wirkt die Ausstellung dennoch irgendwie chancenlos. Und gerade deshalb ist sie wahrscheinlich doppelt wichtig, weil sie Vorstellungen und Bilder im Sinne der Aufklärung schärft, eingrenzt, erweitert.



Im ehemaligen Lager selbst beeindruckte mich der Rundgang mit dem Audioguide nachhaltig, weil dieser sowohl auf die noch vorhandenen baulichen Strukturen eingeht, andererseits auch auf Strukturen und Vorgänge verweist, die nicht mehr vorhanden sind und so der Vorstellung überlassen bleiben müssen. Zum Beispiel auf das grauenhafte sogenannte „Sanitätslager“, wo niemand wirklich versorgt, sondern dem Sterben überlassen wurde. Daneben wiederum der heute noch leicht vorstellbare, direkt danebenliegende Fußballplatz, wo die Bewohner der Umgebung immer wieder bei Fußballspielen zu Gast waren.



Mehr denn je ist mir bei dem Rundgang durch das ehemalige Lager aufgefallen, welche große Bedeutung dem Krematorium und den Verbrennungsöfen zukommt. Erinnerungsplaketten der Opfergruppen, Kränze und Plastikblumen haben diesen Raum sakralisiert.



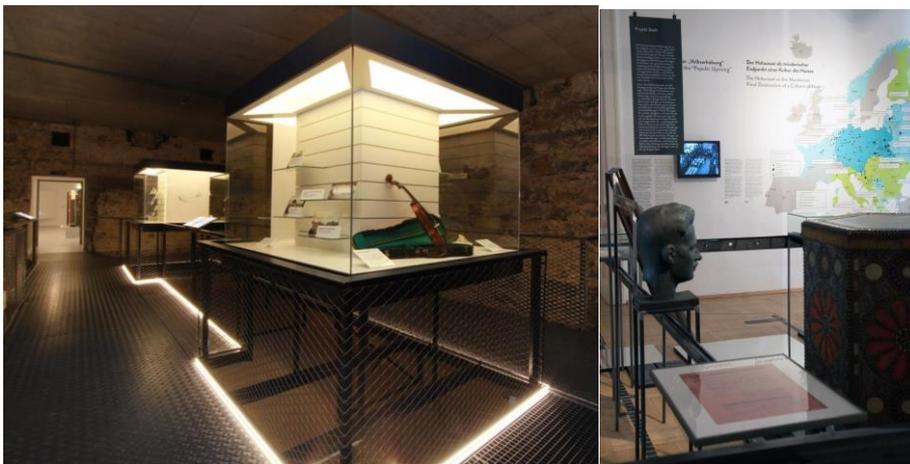
Noch stärker ist derselbe Eindruck in der Gedenkstätte Gusen. Dieses Lager war in seiner Schrecklichkeit und Größe mit dem nahegelegenen Mauthausen durchaus vergleichbar und ist heute im kollektiven Bewusstsein vor allem deshalb nicht so bestimmend wie Mauthausen, weil sein Grund und Boden nach 1945 durch die Umwidmung in ein Wohn- und Geschäftsgebiet einen nur kleinen Erinnerungsraum gelassen hat: Hier definiert das Krematorium einen altarähnlich reduzierten Erinnerungsraum, der dann tatsächlich ganz direkt zum Begriff Holocaust als „Brandopfer“ führt.



Durch die extrem „geschrumpfte“ Fläche des Gedenkortes kommt dem sogenannten Audioweg, einer vom Künstler Christoph Mayer gestalteten mobilen Soundinstallation, der die Benutzerinnen und Benutzer 90 Minuten mit Kopfhörern durch das Wohngebiet schickt, eine besondere, herausfordernde und im wahrsten Sinne des Wortes horizonterweiternde Funktion zu. Begleitet von persönlichen Erinnerungen von Überlebenden, ehemaligem Wachpersonal oder Zeitzeugen aus der lokalen Bevölkerung, wandern die Besucherinnen und Besucher entlang der Häuser am Areal des ehemaligen Lagers. Die permanenten Hinweise darauf, wie sehr der Schein der friedlichen Wohnhäuser in historischer Hinsicht trügt, lassen ein doppelbödiges Spiel entstehen, in dem es immer wieder zu bedeutungsgeladenen Begegnungen kommt, wenn beispielsweise die Benutzer des

Audioguides erfahren, welche Einrichtung des ehemaligen Konzentrationslager sich auf dem Boden dieses oder jenes Hauses befand, aus dem gerade ein Bewohner tritt, der ebenfalls weiß, was der Besucher gerade über den Ort, auf dem sein Haus steht, erfährt.

Während ich im Vorfeld dieses Vortrags anlässlich des heutigen ICOM-Seminars die Gedenkstätten Mauthausen und Gusen besuchen konnte, war es mir nicht möglich, alle österreichische Landes- und relevanten Stadtmuseen auf die Frage hin zu untersuchen, ob und wie ihre permanenten Ausstellungen den Holocaust thematisieren. Ich kann mich hier nur auf meine unsystematischen Besuche in den letzten Jahren oder auf den Aufsatz „Experiment und Leerstelle. Zur Musealisierung der Zeitgeschichte in den österreichischen Landesmuseen“ von Monika Sommer aus dem Jahr 2011 berufen, die damals zusammenfasste: „... zeitgeschichtliche Dauerausstellungen sind eine museale Leerstelle“. Zu guter Letzt ist es mir aber auch möglich, hier zwei permanente Ausstellungen bzw. Räume anzuführen, die in den letzten Jahren in zwei Landeshauptstädten Zeithistorisches bzw. die Thematisierung des Holocausts mit sich gebracht haben: Rechts der 2011 eröffnete „Verschüttete Raum“ im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz und links die neue Dauerausstellung „360 Graz. Die Geschichte einer Stadt“ aus dem Jahr 2016 im GrazMuseum.



Alle anderen Kolleginnen und Kollegen, die sich durch meinen Vortrag zu wenig wahrgenommen fühlen, die dieser Geschichte in ihrem Museum mit einem Narrativ, das sowohl Täter- und Opferseite beleuchtet, Raum geben haben, alle, die von mir unbemerkt den Umgang Österreichs, des jeweiligen Bundeslandes, Stadt oder Region mit dieser schwierigen Geschichte thematisieren, bitte ich in der folgenden Diskussion davon zu berichten.

Was Wien betrifft, jene Stadt, in der vor 1938 an die 200.000 jüdische Österreicherinnen und Österreicher wohnten und wo wir als Jüdisches Museum hinsichtlich der permanenten musealen Darstellung des Holocaust in einer von mir durchaus bedauerten Anti-Konkurrenz stecken, kann ich diese Fehlstelle, die den Holocaust insbesondere aus einer

österreichischen Perspektive und hinsichtlich der Tätergesellschaft untersucht, leider ausmachen und hoffe, dass die nächsten 20 Jahre mehr Entwicklung in dieser Hinsicht bringen.

Es geht hier nicht darum, sprichwörtlich „Ausschwitz nach Wien zu holen“, es würde genügen, plastisch zu thematisieren, wie es in dieser Stadt vor sich gehen konnte und vor sich ging, dass rund 200.000 Österreicherinnen und Österreicher aus der Mitte der Stadt denunziert, beraubt und in weiterer Folge entweder vertrieben oder deportiert bzw. ermordet wurden. Denn die Erfahrung, dass Jüdinnen und Juden in einer Stadt wie Wien mit keinerlei Solidarität rechnen konnten, hat Denkvarianten wie den späteren industriellen Massenmord in den Gehirnen der Nationalsozialisten erst ermöglicht bzw. verstärkt.

„Museums and contested histories: Saying the unspeakable in museums“, so lautet das Leitthema des heutigen ICOM-Seminars. Für ein Jüdisches Museum in einem Land wie Österreich, aus dem zahlreiche Menschen stammen, die den Holocaust zu verantworten haben, war das Sprechen über den Holocaust nie tabuisiert oder unmöglich. Das Jüdische Museum Wien hatte bisher und hat heute keine andere Wahl, als den Holocaust zu thematisieren. Viel schwieriger hingegen aber war den Missstand zu benennen, sich in eine Rolle gedrängt zu finden, die bis heute niemand sonst in dieser Stadt anzunehmen bereit ist.



Weshalb ich ihnen zum Schluss gerne jenen Text vorlesen möchte, mit dem wir unseren bewusst klein gehaltenen Raum zum Holocaust einleiten. Sie finden hier auf der einen Seite ein von Adolf Eichmann in Auftrag gegebenes Poster zur Bewerbung der eigenen Effizienz hinsichtlich der Beraubung und Vertreibung der Wiener jüdischen Gemeinde zwischen 1938 und 1941. Auf der anderen Seite wiederum einige kleine Gegenstände, die von jenen Menschen erzählen, die dieses mörderische System in weiterer Folge überlebt haben oder eben nicht.

Der Text lautet:

### **Schoa**

*Das Unvorstellbare traf die Wiener Jüdinnen und Juden unvorbereitet: Systematische Erniedrigung, Entrechtung, Beraubung, Massenvertreibungen von mehr als 120.000 Personen, schließlich die Deportation und Ermordung von mehr als 65.000 Menschen, die sich nicht früh genug ins Ausland retten konnten.*

*Das Jüdische Museum ist das einzige größere Museum in Wien, das den Massenmord an den Juden, der mehr als eine „jüdische Geschichte“ ist, in einer permanenten Ausstellung thematisiert. Ein jüdisches Museum in Mitteleuropa hat keine Wahl, es kann nicht anders, als an die Schoa zu erinnern. Damit ist die österreichische Politik und Gesellschaft jedoch nicht aus der Verantwortung entlassen, sich mit dieser Geschichte und in anderen Räumlichkeiten und unter einem gesamtösterreichischen Gesichtspunkt auseinanderzusetzen.*

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!